



TRACY BLACK

Daddy,
WARUM HAST DU
MIR DAS ANGETAN?

DIE WAHRE GESCHICHTE EINER ZERSTÖRTEN KINDHEIT

Weltbild Premiere

Daddy,
warum hast du mir das angetan?

Tracy Black

Daddy, warum hast du mir das angetan?

Die wahre Geschichte
einer zerstörten Kindheit

Aus dem Englischen
von Dirk Risch

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel *Never a Hero to Me*.
Published in Great Britain by Simon & Schuster UK Ltd, A CBS COMPANY

Copyright © 2011 Tracy Black and Linda Watson-Brown
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
Übersetzung: Dirk Risch
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising
Coverfoto: © Thinkstockphoto/DesignPics
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
978-3-8289-5588-2

2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

Für meinen Partner, der auch mein Freund und Seelenverwandter ist. Sein Glaube an mich hat nie gewankt, seine Liebe zu mir bleibt stark, und seine Unterstützung in meinen schwärzesten Momenten gab mir Kraft.

Für meine Kinder, die mich, ohne es zu wissen, gelehrt haben, dass die Liebe einer Mutter für ihre Kinder bedingungslos ist. Wir sind in schwierigen Zeiten stets füreinander da gewesen – sie machen mich stolz, eine liebende Mutter zu sein.

Und für die mutigen, guten Männer und Frauen in den Streitkräften, die uns beschützen und uns dienen – es sind viele.

Inhalt

Prolog: Helden	9
Vorwort	II
1 Ich will meine Mum	13
2 Spaß	24
3 Ein liebes Mädchen sein	36
4 Eine kleine Welt	45
5 Alles verändert sich	54
6 Verantwortlichkeiten	63
7 Das liebende Paar	73
8 Draußen	83
9 Mum retten	95
10 Respekt	107
11 Nordirland	117
12 Gefahr	126
13 Glückspilz	137
14 Normal	150
15 Ein Mann mit Freunden	169
16 Immer noch das liebe Mädchen	179
17 Das Feuer entzünden	193
18 Herauskommen	203
19 Plausibel	218
20 Mein neues Zuhause	233
21 Ein Gefühl von Normalität	244
22 Geheimnisse	255
23 Weitermachen	265

24 Ich lasse mich nicht unterkriegen	277
25 Zeit, zu fliegen	286
Epilog: Nie wieder still	296
Danksagungen	301

Prolog

Helden

Meine Geschichte ist ganz normal. Erschreckend und normal.

Ich war ein normales kleines Mädchen in einer normalen kleinen Familie. Da gab es mich und meinen großen Bruder Gary. Da war meine Mum, Valerie, und da war mein Dad, Harry. An der Oberfläche waren wir eine perfekte Kleinfamilie – und unter der Oberfläche eine vollkommen zerrüttete Familie voller Missbrauch. Jahrelang versuchte niemand, an dieser Oberfläche zu kratzen. Niemand kam auf den Gedanken, die eine Frage zu stellen, die die ganze Sache hätte auffliegen lassen können.

Jahrelang hielt ich es in mir verborgen. Ich gab mir für das, was mein Dad mir antat, selbst die Schuld. Ich gab mir die Schuld dafür, nicht stärker oder lauter zu sein. Ich gab mir sogar die Schuld dafür, kein besseres kleines Mädchen zu sein. Denn wenn er mir so etwas antat, musste ich ja wohl böse gewesen sein. Aber die Wahrheit war: Die Geschichten, die er um mich herum spann, die detaillierten Lügen, die er fabrizierte, waren so glaubhaft, dass ich wirklich dachte, ich »müsste« die Dinge tun, die er mir aufzwang.

Mein Vater genoss hohes Ansehen, aber es war alles nur Fassade. Er war ein Tyrann. Er prügelte Kinder. Er war ein Pädophiler. Als Soldat wurde er von vielen als Held angesehen. Aber für mich war er nie ein Held.

Ich bin eine erwachsene Frau. Ich bin Mutter und Großmutter, ich führe ein gutes Leben und habe einen liebenden Mann an meiner Seite, aber mich suchen auch viele Gespenster heim, schon seit viel zu vielen Jahren. Dies ist meine Geschichte. Ich hätte sie schon längst erzählen müssen – und endlich kann ich dadurch, dass ich sie erzähle, all das zurückfordern, was er mir nahm. Ich weiß, ich bin nicht das einzige Kind, das einen solchen Horror durchgemacht hat, aber wenn ich dadurch, dass ich alles niederschreibe, wenigstens einen Menschen erreichen kann und ihm erzähle, was ich weiß, dann hat es sich gelohnt.

Denn eins weiß ich: Es ist *nie* die Schuld des Kindes. Nichts, was ein Kind tut, rechtfertigt Missbrauch. Was du verdienst, ist Befreiung von der Qual, die du all die Jahre ertragen hast, Vergebung und die Einsicht, dass du mehr bist als das, was man dir angetan hat.

Da mögen Narben sein, da mag Schmerz sein. Da mögen Erinnerungen sein, die jeden Tag ihren Kopf erheben. Aber du hast es durchgestanden. An manchen Tagen mag es sich nicht so anfühlen, aber da ist immer Hoffnung, und es gibt immer ein Morgen. Und wir, die all das überlebt haben, wir sind die unsichtbaren Helden. Niemand wird uns jemals einen Orden für das verleihen, was wir in jenen dunklen Tagen durchlitten, als wir dachten, der Schmerz würde niemals enden. Aber wir haben es überstanden. Wir sind die Helden.

Vorwort

Tracy Black wollte ihre Geschichte vom Horror und vom Überleben seit Jahren erzählen. Trotz aller Angst, dass ihr niemand glauben würde, gab sie dem kleinen Mädchen, das sie einst gewesen war, ein Versprechen: Sie würde der Welt erzählen, was dieses Kind erlitten hatte, egal, wie schwer es ihr fallen würde, ihre Vergangenheit wiederaufleben zu lassen. Jetzt, als Frau in den Vierzigern, lebt Tracy mit ihrem Partner auf dem Kontinent und ist eine erfolgreiche Geschäftsfrau. Als Mutter von zwei Kindern, hat sie sich durch das Trauma ihrer Kindheit und des Missbrauchs gekämpft und kürzlich ein Studium mit dem Doktorgrad abgeschlossen. Sie hat die Absicht, weitere Studien durchzuführen und für die Opfer von Pädophilen zu kämpfen. Tracy Black ist ein Pseudonym. Namen wurden geändert, um die Anonymität zu wahren.

Ich will meine Mum

Rinteln, Deutschland, 1967

Ich schaute aus dem Fenster des Wohnzimmers, fasziniert von dem sintflutartigen Dauerregen, der gegen das Glas schlug. Ich war zufrieden mit mir selbst, stolz darauf, dass ich meine Hausaufgaben leicht und schnell bewältigte, obwohl ich erst seit drei Wochen an meiner neuen Schule war. Mit fünf Jahren, in einem fremden Land mit vielen Menschen, die eine Sprache sprachen, von der ich nur ein paar Brocken verstand, war die Armeeschule eine willkommene Zuflucht für mich. Ich war ein Weilchen während der Zeit in Singapur zur Schule gegangen, aber da war ich noch nicht so alt gewesen, dass man mir Hausaufgaben aufgegeben hätte. Es fühlte sich schrecklich erwachsen an, meinen winzigen Schulranzen mit dem Lesebuch, dem Übungsheft und einer Notiz, was ich bis zum nächsten Tag erledigen musste, mit nach Hause zu bringen.

Das Haus, in dem wir lebten, war nicht besonders anheimelnd – Militärunterkünfte waren das nie –, aber in meinem Schlafzimmer hatte ich meine paar Spielsachen, meine geliebte Puppe und einige Bücher. Doch im Moment wollte ich da nicht drin sein. Ich musste Hausaufgaben machen, und ich brauchte ganz dringend Publikum dafür. Ich wollte, dass meine Familie sah, wie erwachsen ich war und dass ich Lesen und Zahlen lernen musste. Ich hatte meine Familie

um mich, und ich war sicher, in der neuen Schule würde ich Freunde finden und eine tolle Zeit haben. Ich hatte meinen einfachen, kindlichen Glauben, dass alles gut laufen würde. Woher sollte ich denn auch wissen, wie schnell alles aus den Fugen geraten konnte.

Mein Dad war schon beim Militär gewesen, bevor ich geboren wurde, und ich kannte kein anderes Leben. Wir waren in Deutschland, aber die Kaserne war wie ein kleines Großbritannien, isoliert von der örtlichen Kultur und dem hiesigen Leben, eine Kopie von zu Hause, obwohl es Hunderte von Kilometern entfernt war. Ich war 1962 auf einem anderen Militärstützpunkt geboren worden, und wir blieben ein paar Jahre dort, bevor wir nach Deutschland zogen. Danach gingen wir nach Singapur, aber ich erinnere mich nur ganz bruchstückhaft an meine ersten vier oder fünf Jahre. Wir fassten nirgendwo richtig Fuß, alles konnte sich jederzeit ändern, so war das Leben einfach. Als Kind absorbiert man viel von dem, was in der Vergangenheit passiert ist – wie das Leben deiner Eltern gewesen ist, was ihre Erwartungen sind –, ohne dass einem das jemand ausdrücklich sagt. Ich nahm an, dass mein Dad einen wichtigen Job hatte, was bedeutete, dass wir oft umziehen mussten. Ich wusste, dass war »immer« der Fall gewesen (in meiner Wahrnehmung war »immer« kein Konzept, das viel Sinn ergab – im Alter von fünf Jahren schien es ja schon von einem Geburtstag bis zum nächsten eine Ewigkeit zu dauern), und es war einfach, wie es war. Überall um mich herum lebten andere Kinder ein ähnliches Leben: in anonymen Häusern und mit der Bestimmung, keine Wurzeln zu schlagen. Aber Schule ließ alles viel beständiger erscheinen, viel dauerhafter.

Ich hatte mich schon lange darauf gefreut, am Unterricht teilzunehmen. Den ganzen Sommer hatte ich die Tage gezählt, hatte meine Mum gefragt, wie oft ich noch schlafen müsste, bis es so weit sei. Sie war genervt (oder vielleicht auch nur gelangweilt) von meinem ständigen Überschwang, aber ich war begeistert davon, dass der Schulbeginn jeden Tag einen Schritt näher rückte. Ich schaute jeden Abend meinen Schulranzen an, bevor ich ins Bett ging, stellte zum hundertsten Mal meine Schuhe ordentlich hin und träumte von der wunderbaren Zeit, die mir bevorstand.

An den ersten zwei Tagen in meinem Leben als Schulmädchen hatte meine Mum mich und meinen großen Bruder Gary morgens zum Unterricht gebracht. Die Schule, die ich jetzt besuchte, meine allererste Schule für große Mädchen, lag nah bei den Unterkünften, und nach diesen ersten zwei Tagen entschied sie, es wäre sicher genug für uns, allein zu gehen. Sie lag da eigentlich nicht falsch – für Kinder gehören Armeestützpunkte wahrscheinlich zu den sichersten Umgebungen, in denen man aufwachsen kann. Ich hatte damals nicht die leiseste Ahnung, worin tatsächlich Gefahr liegen und wie nah an meinem Zuhause sie lauern könnte. Ich hätte es gern gehabt, wenn Mum mich noch etwas länger zur Schule gebracht hätte, aber sie sagte mir, ich sei jetzt ein großes Mädchen – was ich immer gern hörte –, und ich brauchte sie nicht. Das fühlte sich nicht ganz richtig an, ich brauchte sie schon, aber sie war keine so warmherzige, verschmuste Mami, wie ich sie am Schultor bei anderen Kindern sah. Deshalb war ich nicht besonders überrascht über ihre Weigerung.

Sie reichte die Verantwortung an Gary weiter, der ein

paar Jahre älter war als ich. Er war nicht gerade erfreut darüber, die Verantwortung für seine kleine Schwester zu tragen, aber er hatte in dieser Angelegenheit keine Wahl und brachte mich die nächsten paar Tage hin. Ich mochte das nicht, weil er mich ständig in die Arme kniff, an den Haaren zog und in Pfützen schubste. Mir wurde bald klar, dass er das nur tat, um vor den anderen Jungens anzugeben, mit denen er gern Freundschaft schließen wollte, aber ich hasste es trotzdem und wollte, dass es aufhörte. Ich hatte schnell Freundinnen gefunden und wusste, dass einige der anderen Mädchen selbstständig zur Schule gingen. Nach meiner ersten Woche schnappte ich mir eines Abends Mum in der Küche, um die Lage zu sondieren.

»Mum?«, begann ich.

»Was denn?«, seufzte sie und fuhr fort, Kartoffeln fürs Abendessen zu schälen.

»Ich bin doch jetzt ein großes Mädchen, oder?«

»Warum? Was willst du?«, fragte sie und kniff argwöhnisch die Augen zusammen, während sie sich umdrehte.

»Na ja, Sophie und Debbie in meiner Klasse haben keine großen Brüder ... und sie dürfen allein zur Schule laufen.«

»So?«, hakte sie nach und konzentrierte sich wieder auf die Kartoffeln, nachdem sie jetzt wusste, dass ich es nicht auf etwas abgesehen hatte, was Zeit oder Geld kostete.

»Also, kann ich allein zur Schule gehen? Ich werde lieb sein. Ich werde vorsichtig sein. Ich verspreche es. Bitte, Mum! Bitte!«, bettelte ich.

So viel Mühe hätte ich mir gar nicht geben müssen.

»Mach doch, was du willst«, brummte sie.

Ich war begeistert, dass ich es geschafft hatte, mit den an-

deren gehen zu dürfen. Auf diese Weise wurde ich ersten Gary los, und zweitens fühlte ich mich noch erwachsener. Bei so viel Erfolg störte es mich nicht allzu sehr, dass sie nicht besonders interessiert daran schien, was ich tat. Denn so wie ich akzeptierte, dass wir jederzeit wieder umziehen könnten, akzeptierte ich auch, dass meine Mum nicht die liebevollste Person der Welt war. Natürlich hätte ich es anders schöner gefunden, aber mir war vollkommen klar, dass sie andere Sachen im Kopf hatte. Mum ging es nicht besonders gut. Ich hatte keine Ahnung, was eigentlich nicht mit ihr stimmte, aber da war ich nicht die Einzige – ich wusste durch die aufgeschnappten Brocken ihrer Gespräche mit Dad, wenn sie zurück aus der Klinik kam, dass die Ärzte auch ratlos waren. Sie war oft krank, und ich hörte immer wieder, zu allen Tages- und Nachtzeiten, wie sie sich übergab. Manchmal weckte mich das Geräusch auf, weil es so laut war. Und manchmal stöhnte sie auch vor Schmerz.

Ich hatte auch diese sonderbaren klumpigen Dinger auf ihrem Körper gesehen, wie Eiterbeulen, und wusste, dass ihre Haut oft wehtat. Sie salbte sich mit schrecklich stinkendem Zeug ein: Paraffinöl war das, erklärte sie mir, und der Gestank erfüllte unser Haus. Wenn ihr nicht gut war, sagte sie mir, sie wolle nicht von mir behelligt werden. Und Dad sagte immer, ich müsse sie in Ruhe lassen. Als ich sie wegen meines Schulwegs fragte, hatte sie vielleicht wieder Schmerzen gehabt oder sich krank gefühlt. Vielleicht wirkte sie deshalb so desinteressiert.

Was auch immer der Grund war: Als ich am Tisch saß, mit meinem Buch und dem Arbeitsheft vor mir, war ich froh, dass ich mit Debbie und den anderen zur Schule zu

gehen durfte. Wieder ein Schritt zum Erwachsenwerden. Gary kam nicht an mich heran, wenn ich mit anderen Leuten zusammen war. Und um ehrlich zu sein, es störte ihn ohnehin nicht, weil er dann mit seinen Freunden abhauen konnte und sich nicht mehr um mich kümmern musste.

Ich konzentrierte mich so stark auf meine Arbeit, dass meine Zunge zwischen den Lippen herausschaute und meine Augen schief standen. Ich konnte noch nicht wirklich lesen, und Zahlen waren noch ein bisschen knifflig, aber ich war entschlossen, mich richtig anzustrengen. Das Wetter lenkte mich ab, ich sah zu, wie der Regen an der Fensterscheibe hinunterlief. All die vielen Veränderungen schwirrten in meinem Kopf herum, und ich fühlte mich ganz glücklich – bis ich hörte, wie Gary laut über meine Schulter hinweg wieherte. Blitzschnell verging die stolze Erwartung, am nächsten Tag meine Aufgaben abzugeben. Mein Bruder musste irgendetwas wissen, was ich nicht wusste.

»Was ist los, Gary?«, fragte ich. »Warum lachst du mich aus?«

Er schnappte sich mein Hausaufgabenheft von meinem Schoß und kicherte. »Du bist so dämlich! Jeder würde lachen, wenn er sähe, wie blöd du bist.« Er wedelte mit dem Schreibheft vor mir herum und ließ es vor meinem Gesicht baumeln, während er sich über mich lustig machte. »Du weißt nicht, wie man Großbuchstaben verwendet oder sonst was – die einzige Sache, die du richtig gemacht hast, ist dein Name. Und das ist blöd, genau wie du.« Ich schaute zu Dad hinüber, der vor dem Fernseher saß und so tat, als merkte er nichts. Ich wusste, er würde nicht eingreifen, aber

das wollte ich sowieso nicht. Mit Tränen in den Augen schnappte ich Gary mein Heft weg und raste los, um Mum zu finden.

Ich würde ihn verpetzen. Ich würde erzählen, wie scheußlich er zu mir war, und sie würde ihm den Kopf zurechtrücken. Ich wusste, sie war in ihrem Schlafzimmer, also raste ich aus dem Wohnzimmer dorthin, heulend, weil Gary so mit mir geredet hatte, und mit dem dringenden Bedürfnis nach Mum, die es richten sollte. Ich platzte ins Zimmer und wollte schon lossprudeln – da erstarrte ich. Meine Mutter stand halb übers Waschbecken gebeugt und übergab sich heftig. Ihr Körper verkrampfte sich vor Schmerzen, der Brechreiz kam schnell. Wie immer hatte ich keine Ahnung, was mit ihr nicht stimmte, aber ich wusste, sie war so krank, dass sie sich nicht mit meinen kindischen Streitereien beschäftigen konnte. Sie schaute schwächlich hoch, hatte aber weder die Kraft noch die Fähigkeit, mit mir zu sprechen. Dann beugte sie sich wieder übers Becken und würgte noch mehr.

Ich zog mich besorgt zurück. Es war schon so viele Male zuvor passiert, aber jetzt schien ihre Krankheit so heftig zu sein, wie ich es vorher nie wahrgenommen hatte. Mum hatte sich in der Woche zuvor krankschreiben lassen, und so jung ich war, selbst ich spürte, dass es ihr immer schlechter ging. Für gewöhnlich war sie hübsch und sehr gepflegt, eine große Frau mit langen blonden Haaren und strahlender Haut. Aber an diesem Abend waren ihre Locken strählig, ihre Haut fahl, und sie war schrecklich dünn. Meine Mum war erst achtundzwanzig, aber an diesem Abend sah sie eher doppelt so alt aus.

Ich ging ins Wohnzimmer zurück, wo Gary am Fenster hockte und mich angrinste, scheinbar unbekümmert von der Krankheit meiner Mutter. Dad saß immer noch dort, wo ich ihn verlassen hatte, eine Senior-Service-Zigarette in einer Hand und eine Dose Bier in der anderen. Wenn er fertig war, würde sich die Zigarettenskippe zu den vielen anderen gesellen, die in einem vollen Aschenbecher lagen, und die Dose würde er in einen alten Pappkarton werfen, in dem schon viele andere leere Dosen schepperten. Die Bierdosen waren immer da, eine dauernde Erinnerung an die Tatsache, dass Dad die ganze Zeit trank. Doch er schien nie betrunken zu sein. Ich konnte das nicht verstehen. Wenn ich Fernsehen schaute, tranken Männer Bier und taumelten dann betrunken herum, fielen oft um oder sangen und amüsierten sich großartig. Nicht so mein Dad. So wirkte Alkohol nicht bei ihm. Ich hatte daraus geschlossen, dass mein Dad nicht so viel trank wie diese Männer. Abgesehen davon, dass er manchmal im Sessel einschlief, trieb er nie so lustige Possen wie die betrunkenen Männer im Fernsehen.

Im Grunde war mein Dad überhaupt kein lustiger Mann.

An diesem Abend, als ich von meiner Mum zurückkehrte, die aussah wie der Tod und sich die Seele aus dem Leib würgte, wurde mir erst klar, wie übel seine Laune sein konnte. Seine Wut schien aus ihm herauszutiefen, als er sich zu mir umdrehte und schnauzte: »Verdammte Scheiße, hör auf, deine Mutter zu belästigen!« Ich war geschockt – ich konnte mich nicht erinnern, dass Dad mich jemals zuvor beschimpft hatte, auch wenn er nie besonders liebevoll oder warmherzig gewesen war. Er war ein Mann, der an Normen glaubte, er war Militär durch und durch, aber jetzt

schien er vergessen zu haben, dass er mit einem kleinen Mädchen sprach.

Ich stand da und starrte ihn an, wie gelähmt von den schlimmen Worten, die aus seinem Mund gekommen waren.

»Was gaffst du mich verückt noch mal an?«, blaffte er. »Du weißt doch, es geht ihr nicht gut! Du weißt doch, sie ist krank und Gott weiß, wann es ihr wieder besser gehen wird.«

Ich bin nicht sicher, ob ich das wusste. Es war mir bewusst, dass meine Mum oft krank war und dass sie dieser Tage noch öfter krank war, aber als Fünfjährige dachte ich nie über die Zukunft nach, und ich zählte nicht zwei und zwei zusammen. Manchmal war mir schlecht, wenn ich zu viele Süßigkeiten aß, und ich wusste, dass es auch meinen Freundinnen so ging. Ich hatte mich ganz sicher nicht mit der Möglichkeit auseinandergesetzt, dass mit Mum ernsthaft etwas nicht stimmen könnte. Oder dass sie nicht wieder gesund würde.

Die Worte meines Dads rissen mich aus meiner Träumerei. »Halt dich verflucht noch mal von ihr fern«, sagte er zu mir. »Und räum deinen Mist auf, statt nutzlos da rumzustehen. Es ist Zeit, ins Bett zu gehen, also mach hin, um Himmels willen. Räum deinen Scheiß aus dem Weg – beweg dich!«

Diese Ungerechtigkeit war zu viel für mich. »Das ist kein Mist, das sind meine Hausaufgaben!«, sagte ich, und in mir stieg der verzweifelte Wunsch auf, zu weinen. Meine Mum war krank, mein Dad beschimpfte mich wüst, mein Bruder warf mir Beleidigungen an den Kopf, und meine ganze

Welt war auf einmal ungeheuer schrecklich. Ich schnappte mir mein Hausaufgabenheft und die Bücher, ignorierte die Tatsache, dass Gary grinste, weil Dad mich so behandelte, und rannte den Flur hinunter in mein Schlafzimmer.

Ich schmiss alles auf meine Kommode und warf mich aufs Bett. Gerade als ich das tat, hörte ich ein grauenhaftes Krachen und sah Lichtblitze. Es war eine grausige Nacht, und es wurde schlimmer. Ich hasste Gewitter und fühlte einen Knoten in meinem Magen, während die Nacht bedrohlich düster wurde. Ich konnte kaum etwas sehen. So schrecklich sich das alles anfühlte, ich musste einfach zurück ins Wohnzimmer. »Dad, Dad!«, schrie ich. »Ich hab solche Angst. Was ist los? Wann hört das auf, Dad?«

Er blieb so unbeweglich sitzen wie eine Statue, als ich neben seinem Stuhl stand. Ich war ein winziges Kind, ich war verstört und brauchte dringend etwas Trost. Ich konnte nicht zu meiner Mum gehen, und mein Dad verhielt sich auf eine Weise, die ich einfach nicht verstand. Er schaute mich nicht einmal an. »Sei still. Es ist nur ein verfucktes Gewitter. Jetzt beweg deinen Arsch zurück ins Bett und hör auf, so verflucht lästig zu sein.«

Mit Tränen in den Augen bettelte ich ihn an: »Kann ich noch ein kleines bisschen aufbleiben, nur bis es aufhört? Bitte! Bitte, Dad!«

Als er sich schließlich umdrehte und mich anschaute, erschauerte ich bis auf die Knochen. Sein Gesicht war fremd und seine Augen kalt, fast als ob er mich nicht erkannte. Wenn ich heute darüber nachdenke, mit dem Wissen, was danach passierte, dann glaube ich, dass in dieser Nacht etwas in meinem Vater zerbrach. Es würde nur noch wenige

Stunden dauern, dann würde auch meine Welt entzweibrechen. Und so, wie er sich benahm, konnte er wohl selbst nichts dagegen tun. Das Fluchen, die Aggression, der fehlende Blickkontakt – all diese Dinge passten in seinem Alltag in der Armee benutzt haben mochte, aber ein liebender Vater musste sich anders verhalten.

»Wenn ich dir noch ein einziges Mal was sagen muss, du kleines Dreckstück ...«, brummte er bedrohlich.

Nein, das musste er nicht.

Ich konnte die Atmosphäre fühlen. Ich konnte die Anspannung spüren.

Während Mum sich in ihrem Zimmer vor Schmerzen krümmte, durchlief meinen Körper eine Welle der Angst. Ich war erfüllt von dem Wissen, dass dies eine Schlacht war, die ich nicht gewinnen konnte. Als ich in mein Zimmer zurückhastete, wütete draußen das Gewitter – und der Sturm, der mein Leben in Stücke reißen würde, fing gerade erst an.

Spaß

Vom Bett aus beobachtete ich das Gewitter. Ich konnte sowieso nicht schlafen. Ich hatte Angst vor dem Krach und den Blitzen, Angst davor, wie Dad mich behandelt hatte, und vor seinen Worten, die mir klargemacht hatten, wie krank Mum war.

Die umstehenden Wohnblöcke sahen tagsüber alle gleich aus: grau, trostlos und ohne richtige Farbe. Sie benötigten dringend eine Modernisierung. Unserer war nicht anders als die anderen, aber das Gewitter veränderte die Dinge. Die Häuser waren in den Schein der Blitze getaucht, die Streifen glänzenden weißen Himmels kamen immer schneller hintereinander. Sie wechselten von Weiß zu Orange und dann Blau. Der Spiegel meiner Kommode reflektierte das alles, und ich war erstaunt von dem Kaleidoskop, das mich umgab. Ich war kein Angsthase. Ich war ein großes Mädchen. Ein tapferes Mädchen.

Ich kuschelte mich unter die Decken. Vielleicht würde jetzt alles besser. Vielleicht hatte ich mir – genau wie ich gedacht hatte, das Gewitter wäre etwas Schreckliches – nur eingebildet, dass Dad gemein zu mir gewesen war und dass Mum nie mehr gesund werden würde. Vielleicht wäre am Morgen alles gut.

Ich bin froh, dass ich diesen Optimismus hatte – selbst wenn er nicht anhielt.

Ich lag da, hin- und hergerissen zwischen Furcht und Erstaunen über das Lichterspiel, das durch meinen Raum flackerte. Ich klammerte mich an meine Puppe und versuchte zu schlafen. Ich schloss meine Augen ganz fest, aber die aufblitzenden Farbflecke des Gewitters schienen auch durch die geschlossenen Lider noch wahrnehmbar. Irgendwann fiel ich in einen unruhigen Schlaf.

Ich weiß nicht, wie lange ich schlief, aber irgendwann später in der Nacht, oder eher in den frühen Morgenstunden, wurde ich von etwas aufgeweckt – Stimmen vielleicht, Rufe, oder irgendein anderer Tumult. Das Gewitter hatte sich verzogen, aber da braute sich etwas anderes zusammen. Es war ein tiefes dröhnendes Geräusch, das ich in meiner Schläfrigkeit schließlich als Stimmen identifizierte. Als ich lauschte, konnte ich die meines Dads und auch die von Agnes Anderson ausmachen, Mums Freundin, die im gleichen Block wie wir wohnte. Für einen Moment dachte ich, das Gewitter wäre zurückgekehrt, weil immer noch Blitze an den Zimmerwänden zu sehen waren. Ich rieb meine Augen, setzte mich auf und erkannte es schließlich als helles blaues Licht, das durch mein Fenster schien. Aber als ich hinausschaute, drehte sich mir den Magen um – es waren keine Blitze, es war ein Krankenwagen.

Ich rannte hinaus in den Flur und fand die Ursache für den Krach, der mich geweckt hatte. Da stand eine Gruppe von Leuten: zwei Rettungssanitäter in grünen Uniformen und Gary standen neben meinem Dad und Agnes. Ich schlängelte mich in die Mitte der Gruppe, aber mein Vater erwischte mich und packte mich am Schlafanzug. Er starrte mit unnachgiebigem Blick auf mich hinunter, als ich Agnes

sagen hörte: »Lass mich für die Nacht die Kinder nehmen, Harry, du hast genug am Hals.« Dad sah sie an und antwortete: »Nein. Sie bleiben hier.« Er machte mir in diesem Augenblick Angst, genau wie vor dem Einschlafen. Er agierte auf sehr ruhige, intensive, kontrollierte Weise, und da mir noch niemand gesagt hatte, was mit meiner Mum los war, geriet ich allmählich in Panik. Agnes bemerkte das und versuchte es noch einmal: »Komm, lass mich zumindest Tracy nehmen. Sie sieht ja ganz entsetzt aus, das arme kleine Ding.«

Ich wusste instinktiv, dass ich mit ihr gehen wollte. »Lass mich mit Agnes gehen, bitte, lass mich mit Agnes gehen!«, bettelte ich. Irgendwie wusste ich, dass ich weg von meinem Vater kommen musste, aber er gab nicht nach. Er hatte etwas Alarmierendes in den Augen – ich erkannte es nicht, aber ich wusste, ich musste flüchten. Er wies meine Bitten und das Angebot von Agnes ab und hielt mich fest am Handgelenk, während Mum auf einer Trage aus dem Schlafzimmer getragen wurde. Offenbar war auch ein Arzt im Haus; er und der Sanitäter schauten beide sehr ernst.

Mum war ruhiggestellt worden und bemerkte nichts um sich herum. Die Tatsache, dass sie so still war und so gar nicht meine Mummy, brachte mich zum Weinen. Ich wollte, dass sie mich in den Arm nahm. Ich wollte, dass sie mir sagte, dass alles gut würde. Ich hatte das schreckliche Gefühl, dass die Dinge nie wieder so sein würden wie vorher, wenn sie diese Worte nicht sagte.

Ich hatte recht.

Ich hatte so recht.

Dad trug mir und Gary auf, ins Wohnzimmer zu gehen, und als wir das taten, konnte ich hören, wie Agnes es noch einmal probierte: »Ich werde nur Tracy nehmen«, sagte sie leichthin, als ob die vorherigen Zurückweisungen meines Dads nie gewesen wären. »Ich kann dafür sorgen, dass sie morgen in die Schule kommt, und sie danach abholen. Sie ist gut bei mir aufgehoben, Harry. Ich werde gut auf sie aufpassen.«

Diese Worte haben sich in mein Gedächtnis eingepägt. Wir erinnern uns nicht an alles in unserer Kindheit, aber es gibt bestimmte Szenen, die wir in unserer Erinnerung aufbewahren, als ob sie erst gestern passiert wären. Diese hier, die mit meiner Mutter, wie sie auf der Trage weggebracht wird, und Agnes, die versucht, mich mitzunehmen, ist in mein Gedächtnis eingebrennt. Ahnte Agnes etwas? Warum war sie so hartnäckig? Sie war eine gute, freundliche Frau, aber ich frage mich, warum sie so wild darauf war, besonders mich von meinem Dad wegzubekommen. Was hatte sie mitbekommen?

Wie auch immer ihre Überlegungen waren, was auch immer sie spürte – sie scheiterte. Mein Vater packte sie am Arm und führte sie zur offenen Tür. »Geh jetzt, Agnes. Ich habe ›Nein‹ gesagt. Wir brauchen deine Hilfe nicht, wir schaffen das allein. Tracy ist meine Tochter. Ich habe meine Entscheidung getroffen.« Und er schloss ohne ein weiteres Wort die Tür hinter Agnes. Aus irgendeinem Grund überkam mich in dem Moment, als er das tat, eine Welle des Schreckens.

Dad kam ins Wohnzimmer, zündete sich eine weitere Zigarette an und öffnete noch eine Dose Bier. Das Zimmer war

erfüllt von Stille, und er starrte mich ein paar Minuten ohne einen Hauch von Gefühl in seinem Gesicht an. Ich wickelte mein hauchdünnes Nachthemd eng um mich und drängte mich in das weiche Polster des Sofas. Auch Gary war ungewöhnlich still, hielt den Blick gesenkt und sagte nichts. Schließlich brach mein Vater die Stille. »Macht, dass ihr zurück ins Bett kommt. Sofort.« Wir krabbelten beide vom Sofa herunter und rannten zu unseren Zimmern, wo ich viel schneller einschlief, als ich gedacht hatte, zweifellos froh über die Behaglichkeit und die Sicherheit meines eigenen Bettes nach einer emotional derart anstrengenden Nacht.

Ich wachte am nächsten Morgen vom Klang meines Dads auf, der wieder einmal fluchte: »Aufstehen! Auf! Bewegt euch, verdammt! Kriegt eure Ärsche zum Frühstück hoch! Aber flott!« Ich war verwirrt, als ich ankam und einen leeren Tisch sah. »Wo ist es denn, Dad?«, fragte ich und setzte mich. Er stand hinter mir und schlug mir mit solcher Kraft auf den Hinterkopf, dass meine Stirn auf dem Holztisch knallte. »Dein Frühstück wird da sein, wenn du's verfickt noch mal holst«, schnauzte er. »Bring auch was für deinen Bruder – und mach mir ne Tasse verfickten Tee.«

Ich war sprachlos vor Schmerzen. Ich war ein kleines Mädchen und daran gewöhnt, dass man mir sagte, ich solle vom Wasserkessel und heißen Dingen wegbleiben. Tee hatte ich noch nie gemacht. Ich stand auf, war aber auf der Hut – wollte Dad mich austricksen? Wollte er wirklich von mir, dass ich das machte? Seine nächsten Worte beseitigten jeden Zweifel: »Beweg dich, hab ich verdammt noch mal gesagt! Oder willst du noch nen Schlag?«

Ich ging zum Küchenschrank, würgte an meinen Tränen und rieb meine Stirn. Er hatte mich noch nie geschlagen. Genau wie sein Fluchen entsprach das überhaupt nicht seinem Charakter; es war, als ob wäre ein neuer Daddy da, als hätte man ihn ausgetauscht. Er sah aus wie mein Vater, aber seine Stimme und sein Handeln, seine Worte und sein Benehmen waren vollkommen fremd für mich. Mir wurde klar, ich riskierte noch einen Schlag, wenn ich nicht tat, was er wollte. Auch wenn ich keine Ahnung hatte, wie ich seiner Aufforderung nachkommen sollte. Er machte sehr deutlich, dass ich gehorchen musste, egal, was er sagte. *Geh ins Bett. Schlaf. Bleib weg von Agnes. Bleib hier. Mach Tee.* Alles auf seinen Befehl hin.

Ich zog zwei Stühle vor die Arbeitsplatte und kletterte hoch, um Frühstücksschalen und Cornflakes aus dem Küchenschrank zu holen. Ich hatte Mum hundert Mal dabei zugesehen, und obwohl ich mich strecken und aufpassen musste, nicht zu wackeln oder Sachen fallen zu lassen, wusste ich, dass ich das konnte. Meine kleinen Hände zitterten, aber ich tat so, als ob ich ein Teddybärenpicknick vorbereitete, und konzentrierte mich auf die vor mir liegende Aufgabe. Ich reichte alles nach unten, ein Teil nach dem anderen, während ich auf dem höheren Stuhl blieb. Die Augen meines Dads brannten förmlich auf meinem Rücken, als ich herunterkletterte und die Milch aus dem Kühlschrank holte. Sie spritzte über die Schüsseln, über die Cornflakes hinweg, und ich machte eine Pause, fragte mich, ob er mich wieder schlagen würde, aber nichts passierte. Ich schaute ihn fragend an. Er bewegte seine Augen zum Porzellanbecher vor sich und ließ dann seinen Blick zum Was-

serkessel hinüberschnellen. Ich schluckte und ging hinüber, schaltete den Kessel ein.

Gary kam herein und fragte, was ich tat. Ein Blick auf die rote Stelle an meiner Stirn und die Tränen auf meinen Wangen brachte ihn zum Schweigen. Er aß eilig sein Frühstück, während ich mit dem vollen Kessel kämpfte und es entgegen allen Erwartungen schaffte, die erste Tasse Tee in meinem Leben zu machen. Es hätte ein Moment des Triumphs sein sollen, aber es war weit davon entfernt. Ich konnte spüren, wie mir der Schweiß den Rücken runterlief. So viel lief schief, und Mum war doch erst ein paar Stunden weg. Ich war auf einmal zuständig für die Ernährung der Familie. Und ich war fünf Jahre alt. Würde das so weitergehen, bis sie zurückkam? War ich jetzt erwachsen? Wie viele Schläge würden mit dieser Rolle einhergehen?

Das Drama des Frühstückmachens und die Benutzung des Kessels hatten viel Zeit gebraucht, und als alles vorbei war, musste ich mich für die Schule fertig machen. Dad bellte mir wieder Anweisungen entgegen, als ich zu meinem Zimmer eilte und meine Sachen anzog. Ich versuchte meine Haare zu bürsten, so gut ich konnte, und dann ging ich ins Wohnzimmer.

»Bringst du mich heute in die Schule?«, fragte ich ihn.

»Nein, das tue ich verdammt noch mal nicht«, schrie er und ließ sich, bereits mit einer Dose Bier und einer Zigarette in der Hand, in seinen Sessel fallen. Es war acht Uhr morgens.

Obwohl ich schon ein paar Tage alleine zur Schule gegangen war und mir diese Selbstständigkeit so sehr gewünscht hatte, verspürte ich an diesem Tag das Bedürfnis nach je-

mandem, der sich um mich kümmerte. Ich schaute flehentlich Gary an, war sogar gewillt, mich ein paar Mal von ihm kneifen zu lassen, solange ich auf diese Weise zu etwas brüderlicher Fürsorge kam, aber er grinste mich höhnisch an, nuschelte »Baby« und rannte aus der Tür, ehe ich auch nur meinen Schulranzen auf die Schultern nehmen konnte.

Ich schlenderte die Treppe hinunter und wartete an unserem üblichen Treffpunkt auf Debbie und die anderen. Von dem, was passiert war, sagte ich nichts. Der Morgen verlief ereignislos, und die Schule endete zur Mittagszeit, wie sie es freitags immer tat. Ich empfand kindliche Freude angesichts der Aussicht auf Freiheit. Ich sah Gary mit seinen Freunden Fußball spielen, als ich nach Hause ging, und fragte mich, ob er wohl Schwierigkeiten bekommen würde – wir mussten nach der Schule normalerweise direkt nach Hause. Aber er nutzte wohl aus, dass Mum nicht da war. Bei all dem vergaß ich fast, wie schrecklich Dad seit gestern war. Als ich mit meinen Freundinnen dahintrottete, fühlte ich mich schon wieder ganz heiter. Vielleicht war Mum ja schon zurück? Vielleicht hatten die Ärzte alles wieder gut gemacht, und ich konnte die letzte Nacht und den heutigen Morgen vergessen, als wäre alles nur ein Albtraum gewesen.

Als ich zu dem Wohnblock kam, rannte ich zwei Stufen auf einmal hoch. Ich öffnete die Wohnungstür, die nicht abgeschlossen war, und rannte den Flur hinunter. »Mum! Mum!«, rief ich und blieb stehen, als ich ins Wohnzimmer kam und nur Dad in seinem Sessel sitzen sah.

»Sie ist nicht hier«, sagte er, als er meinen Blick im Zimmer herumflattern sah. »Sie behalten sie im Kranken-

haus – wo ist Gary?« Ich erzählte ihm, mein Bruder spiele noch mit seinen Freunden Fußball, und erwartete einen Zornesausbruch, aber stattdessen nickte Dad einfach, als ob das eine gute Sache wäre. »Das gibt uns Zeit«, gab er zurück.

»Zeit für was?«, fragte ich vorsichtig.

Er stutzte bei meiner Frage, als würde er sich fragen, was er als Nächstes sagen sollte, stand dann abrupt auf und sagte: »Komm mit.« Er ging auf das Schlafzimmer zu, das er mit Mum teilte, und lächelte mich an. Jetzt wirkte er wieder ganz anders als gestern. Ich war wieder verwirrt, wie schnell seine Laune und sein Charakter sich zu verändern schienen. »Wir beziehen das Bett«, verkündete er. »Deine Mum hat sich auf die Laken übergeben. Mach. Zieh das Bett ab.«

Ich war verunsichert – Dad lächelte, aber er wies mich einmal mehr an, etwas zu tun, was ich noch nie zuvor getan hatte. Er hatte mir keine Hilfe angeboten, als ich am Morgen das Wasser kochen und eine Tasse Tee machen musste, warum sollte er mir also bei dieser neuen Herausforderung helfen? Das Bett sah riesengroß aus, ich wusste nicht recht, wo ich anfangen sollte. Ein Gefühl der Erleichterung durchflutete mich, als Dad meine Gedanken zu lesen schien. »Ich zeig dir, wie man das macht. Mach dir keine Sorgen. Ich werde deiner Mum erzählen, du hättest das alleine gemacht, und sie wird so stolz auf dich sein, dass es ihr helfen wird, gesund zu werden. Das würde dir gefallen, nicht wahr?«

Natürlich würde es das! Ich schenkte Dad mein breitetes Lächeln und fing mit der Arbeit an, seinen Anweisungen folgend.